

MICHAEL TRÜMPER
Das letzte Lächeln der Götter
Teil 2

Ebenfalls bei BOD erschienen:

Die dunkle Seite des Feuers, ISBN: 978-3-8391-6899-8
Historischer Roman vor dem Hintergrund des Neronischen Brandes

Im Schatten Jerusalems, ISBN: 978-3-8391-6719-9
Historischer Roman vor dem Hintergrund des Jüdischen Krieges

Nele und Glücksbär, ISBN: 978-3-8391-6876-9
Ein Kinderbuch- auch für Erwachsene

Über den Autor: Michael Trümper, Jahrgang 1963 schreibt seit vielen Jahren insbesondere Historische Romane. Er arbeitet als selbstständiger Architekt und lebt mit seiner Frau, Tochter, Pferden und Katzen nahe Nürnberg. Sein besonders Interesse galt schon immer der römischen Kaiserzeit und der Frage was ein solches Reich zum Einsturz brachte.

DAS LETZTE LÄCHELN DER GÖTTER

Das Buch des Flavius Pictor

Teil II: Das Ende der Götter

geschrieben zu Rom, 380 n. Chr.

Eine spätrömische Geschichte

BOD

Gewidmet meiner lieben Agentin
die mir den wichtigsten aller Ratschläge gegeben hat
nämlich den,
immer weiter zu schreiben

Es ist, bei den Göttern, mein Wille, dass die Galilaer weder getötet noch zu Unrecht geschlagen werden, noch sonst eine Unbill erleiden;
Jedoch erkläre ich, dass die Verehrer der Götter durchaus den Vorrang vor Ihnen haben müssen.
Denn wegen der Torheit der Galilaer wäre um ein Haar alles umgestürzt worden,
durch die Huld der Götter aber sind wir alle gerettet.
Daher soll man den Göttern und den sie verehrenden Menschen und Gemeinden Ehre erweisen.

Flavius Claudius Julianus, Kaiser, Augustus und Pontifex Maximus

Keinen guten Charakter schien mir zu verraten sein wenig fester Nacken,
seine zuckenden, schaukelnden Schultern, seine leidenschaftlichen,
unruhigen Augen, sein aufgeregter Blick,
sein nervöser Gang, seine Nase, die Hochmut und Geringschätzung zeigte,
sein verächtlicher Gesichtsausdruck, der die gleiche Gesinnung verriet,
sein ungezügelt, erschütterndes Lachen, sein unbegründetes Zunicken
und Abweisen, sein stockendes, durch Atmen unterbrochenes Sprechen,
sein ungeordnetes, törichtes Fragen, seine nicht besseren Antworten,
welche sich widersprachen und Klarheit, Konsequenz und Bildung
vermissen ließen.

Bischof Gregor von Nazianz, Studienkollege des Kaiser Julian in Athen

Zu der Zeit, als Flavius Gratianus der Augustus des Westens war und den Göttern Roms abschwor indem er den Altar der Viktoria aus der Curia des Senates entfernen ließ und alle Unterstützung der alten Kulte des Staates untersagte und den Tempel der Vesta seines großen Schatzes beraubte, zu der Zeit also als die ehrenwerten vierhundert Männer Roms durch diese Maßnahmen auf das Äußerste um das Wohlergehen des Reiches besorgt waren, erschütterte zudem eine unheilvolle Mordserie die Stadt, die Opfer

aber waren die Führer eben der alten Kulte, die Rom einst stark gemacht hatten.

Die einen meinten die Christen, die anderen den Kaiser Gratian, wieder andere Irrsinnige oder sogar Dämonen als Täter auszumachen.

Flavius Pictor, Historiker und Geschichtsschreiber in Rom im Jahre der neuen Zeitrechnung 380 n. Chr.

Die wichtigsten Personen

Im Buch des Flavius Piktor über Julian, bis 363 n. Chr.:

Konstantin der Große, Römischer Kaiser, 306 – 337 n.Chr.

Constantius II, Römischer Kaiser, 337 – 361 n.Chr.
Vorgänger und Onkel des Julian

Flavius Julianus, Kaiser, 361 – 363 n. Chr.

Libianos, Lehrer des Julian

Gallus , Halbbruder des Julian

Vettius Agorius Praetextus, Präfekt der kaiserlichen Leibgarde
des Kaisers Julian

In Rom im Jahre 380 n. Chr.:

Quintus Aurelius Symachus, Stadtpäfekt der Stadt Rom

Glabrio, Konsul des Jahres 380 n. Chr.

Flavius Piktor, Historiker, Verfasser des Buches über Julian

Lucia, seine Frau

Flavius Gratianus, Römischer Kaiser des Westen
367 – 383 n.Chr.

Damasus, Papst, Bischof von Rom

Ambrosius , Bischof von Mailand, Legat des Papstes
Am kaiserlichen Hof in dieser Stadt

Decimus Laberius , Senator in Rom, Spion des Kaisers
Gratian

Marcus Aemilius Lepidus, Senator und Polizeitätel in Rom,
der Schwiegervater des Flavius Piktör

Aulus Plautius, Oberster Priester des Jupiter in Rom

Eine kurze Einleitung zum besseren Verständnis

Im niedergehenden Rom des Jahres 380 n.Chr., nur 30 Jahre vor der Eroberung der ewigen Stadt durch die Westgoten des Königs Alarich, lebt der Schriftsteller und Historiker Flavius Pictor mit seiner noch sehr jungen, lebhaften und sich für Wagenrennen begeisterten Frau Lucia.

Er, der selbst Grieche aus Konstantinopel ist, hat den letzten heidnischen Kaiser Julian, der von den Christen Apostata, der Abtrünnige, genannt wird, weil er das römische Reich wieder den alten Göttern zuführen wollte, auf seinem Feldzug in Persien begleitet und stand als blutjunger Adjutant des Reiterpräfekten Vettius Praetextus an Julians Sterbebett, als dieser Kaiser im Alter von nur dreiunddreißig Jahren seinen Tod auf den Schlachtfeldern der endlosen persischen Steppe fand.

Flavius, selbst Heide und noch immer Freund und treuer Verehrer des toten Julian, beschreibt in mehreren Büchern dessen Leben und versucht zugleich den Konflikt zwischen der erstarkenden, machtbewussten christlichen Kirche und den althergebrachten heidnischen Kulturen zu kommentieren, immer bemüht, dabei unparteiisch zu bleiben. Dieses Werk zu schreiben ist für ihn auch siebzehn Jahre nach dem Tod des Julian nicht ganz ungefährlich, denn der neue Kaiser Gratian ist ein fanatischer Christ und versucht den alten Kulturen zu schaden, wo er nur kann.

Immer wieder auch wird er vom Niederschreiben seines historischen Werkes durch eine furchtbare Serie bestialischer Morde an den höchsten Priestern der alten Kulte abgehalten, denn sein Schwiegervater, der Senator Marcus Aemilius Lepidus, wird in seiner Eigenschaft als Ädil dieses Jahres vom überwiegend heidnischen Senat mit der Aufklärung der Verbrechen beauftragt und zieht Flavius immer tiefer mit in den mörderischen Fall hinein.

Zu gleicher Zeit wird der widerstrebende Flavius auch vom alten Papst Damasus und dessen undurchsichtigen und ehrgeizigen Legaten

Ambrosius mit der Klärung der Morde beauftragt, da beide eine erneute blutige Verfolgung der Christen durch die aufgebrachte heidnische Bevölkerung Roms befürchten müssen, denn diese haben die Christen bereits als die einzig Schuldigen ausgemacht.

Die Reihe der Verdächtigen ist lang, doch immer scheinen die Täter ihren Verfolgern einen Schritt voraus und ein Führer der heidnischen Kulte nach dem anderen findet einen schrecklichen Tod.

Die Zeit läuft Marcus und Flavius davon, denn die Unruhe unter den aufbrausenden, leicht zu erregenden Römern nimmt zu.

Im Lateran lagen die dort lebenden Menschen in tiefem Schlaf. Nur einige Sklaven kontrollierten die Kohlebecken um Brände zu verhindern und nachzulegen, wenn die Glut nachliess. Vettius Stadtsoldaten hielten die Zugänge bewacht um Überfälle zu verhindern.

Im Schlafgemach des Papstes brannten noch einige wenige Öllämpchen und warfen ihr schwaches Licht gegen die schön bemalten Wände.

„Du meinst also, die Besuche unseres lieben Ambrosius im Hause des Konsuls waren tatsächlich eher privater Natur?“, fragte Damasus und Zweifel lagen in seiner Stimme.

Ein müde aussehender Johannes nickte träge und setzte einen Becher mit warmem Würzwein an seine Lippen. Er fühlte die aufkommende Kälte in allen seinen Gliedern. Die Natur forderte von ihm immer häufiger Ruhe, er hatte den Zenit seines Lebens überschritten. Nächtliche Ausflüge wie in den letzten Nächten waren nicht mehr sein Ding.

„Ich habe einige Sklaven in Glabrios Haushalt bestochen, sie berichten alle dasselbe!“, fügte er mit heiserer Stimme an. Hoffentlich ersparte der Herr ihm eine Krankheit!

Ambrosius, dachte Damasus, der Mann hatte also tatsächlich eine Schwäche gezeigt. Nie hätte er gedacht, dass ein Mensch wie der Bischof von Mediolanum zur Liebe zu einer Frau fähig wäre. Wie seltsam doch die Wege des Herrn so manches Mal waren. Wäre das Ganze nicht so unendlich traurig gewesen, hätte Damasus darüber lachen können.

Es war das erste Mal in all den Jahren, dass er mit seinem Bischof so etwas wie Mitleid hatte. Was mochte Ambrosius, der saubere, immer zielstrebige Ambrosius in den letzten

Wochen und Monaten mitgemacht haben. Deswegen also war er so oft in Rom gewesen, weil die Tochter eines Erzfeindes der Kirche ein Kind von ihm erwartete. All die Spekulationen darüber, was Ambrosius an Intrigen und Fäden in Rom gegen ihn, Damasus, gesponnen hatte, waren mit einem Schlag überholt und hinfällig.

Vielleicht war es sogar Gottes eigenes Werk gewesen, was den Bischof der schönen Tochter des Konsuls verfallen liess, vielleicht war es Gottes Wille

gewesen, um den Ambrosius wieder herabzuholen aus seiner Arroganz und Verachtung menschlichen Gefühlen gegenüber.

Dennoch, was Ambrosius getan hatte, bei allem Mitleid, war falsch und verachtenswert.

Nicht das es etwa verboten gewesen wäre, die Liebe konnte einen jeden erreichen. Immerhin aber war es leichtsinnig und tadelnswert, noch dazu ausgerechnet mit der Tochter eines Heiden. Nun ja, Drusilla war eine sehr schöne, sehr lebenslustige Frau gewesen, dass einer wie der immer verkrampt nach irgendwelchen Zielen strebende Bischof sich beinahe zwangsläufig in dieses liebevolle Mädchen verlieben konnte, konnte Damasus schon verstehen.

Was aber sollte er nun tun? Den Ambrosius mit seinem Wissen konfrontieren und zermalmen? Es ignorieren, so tun, als ob er nichts wüsste und dem Herrgott dafür danken, dass Ambrosius doch nicht so intrigant war, wie er ihm stets unterstellt hatte.

„Das Ganze, so traurig es ist, wird uns dennoch schaden!“, sinnierte Johannes und unterbrach damit seinen Gedankenfluß. Uns schaden?

„Wieso glaubst du dies, Johannes?“, hakte Damasus nach und trank nun seinerseits einen winzigen Schluck des Würzweines, der eigentlich schon zu kalt geworden war. Gerne hätte er einen neuen bekommen, doch den Sklaven, der sie bedient hatte, hatte er schon zu Bett geschickt. Es gab Gespräche, bei denen es sich ohne Zeugen besser reden liess.

„Nun ja, Damasus“, murmelte Johannes, „ der Konsul hasst den Bischof, der ihm seine liebste und zugleich jüngste Tochter genommen hat. Alle seine Sklaven berichten, dass er dem Ambrosius, uns Christen und unserem Herrn ewige Rache geschworen hat, dafür, dass er ihm dies angetan hat. Glabrio hat seine Tochter über alles geliebt!“.

Wie mochte man fühlen, wenn ein Kind vor den Eltern starb?, fragte sich Damasus. Er hatte nie Kinder gehabt, doch er meinte erahnen zu können, wie grausam dies wäre.

Doch was konnte dieser Konsul ohne Macht schon tun? Nichts, gar nichts. Egal welche Rache er ersinnen mochte, durch die Macht des Kaisers würde alles auf ihn selbst zurückfallen und ihn vernichten. Sicher, er würde den Ambrosius beiseite schaffen können, ein schrecklicher Verlust wäre dies, für die Kirche.

So weit war es also schon, dachte Damasus müde. Gedanken schlichen in sein Hirn, wie aus alten Zeiten, als er noch der junge Ritter gewesen war, der auf seinem spanischen Landgut alles für sich in Anspruch nahm und stets auf seinen Vorteil bedacht war.

Wie glücklich war er in jener Zeit gewesen, als Johannes und er predigend über Land gezogen waren, da war nichts als Freiheit und Ehrlichkeit gewesen, nichts als Gebet und Glaube.

Johannes sah ihm tief in die Augen und nickte, er hatte gerade eben die gleichen Gedanken gehabt. Harte Zeiten würden auf den Lateran zukommen, so weit war Damasus sich sicher. Diese entsetzliche Sache im Mithräum! Die Kreuzigung des Decrius! Und jetzt auch noch die im Kindbett grausam gestorbene Tochter des Konsuls Glabrio. Es wurde irgendwie alles zu viel. Auch der viel zu weit entfernte Gratian würde nicht andauernd seine schützende Macht über die Christen seiner Stadt Rom halten können.

„Alles liegt in Gottes Hand!“. Johannes hatte dies gesagt und er hatte Recht.

Irgendwer schlug mich! Bei allen Göttern, ich würde diesen Schläger gleich gehörig eine verpassen. Doch noch konnte ich nichts sehen, alles war so seltsam dunkel und verschwommen.

Ich hörte eine Stimme, von irgendwoher. Sie schmerzte in meinen Ohren. Rief jemand meinen Namen?

Irgendetwas Kaltes, Übelriechendes traf mein Gesicht. Etwas Matschiges lag auf meinem Mund, eine Hand vielleicht, zog es wieder weg.

„Flavius! Wach auf!“, schrie mich irgendwer an. Irgendwer? Die Stimme klang irgendwie vertraut. Es war die Stimme eines Mannes. Mein Vater? Nein, nein, der war schon lange tot!

War ich tot? Konnte man denken, wenn man tot war.

Wieder klatschte eine Hand erst auf meine linke, dann auf meine rechte Backe.

Ich hörte mich selber brummen, es klang, als wäre ein ganzer Bienenschwarm in meinem Kopf unterwegs. Irgendetwas hatte mich getroffen? Im Augenblick dieser Erkenntnis überfielen mich rasende Kopfschmerzen.

„Er kommt zu sich, den Göttern sei Dank!“, schrie die Stimme für mich viel zu laut nach hinten. Ich lebte also, nun ja, immerhin etwas.

Wo war ich, wer war ich. Flavius, dass musste ich sein. Na klar, Flavius, der Histoker, dachte ich, Lucia, meine Frau, Gratian, Kaiser, Marcus, mein Schwiegervater, Ambrosius, Bischof, Silvanus, Freund und ehemaliger Vermieter und Horex, Gladiator.

Horex! Als der Name gedacht war, wurde mir siedend heiß und alles fiel mir wieder ein. Ich Tölpel, dachte ich, was bei allen Göttern hatte ich mir nur gedacht! Es war so klar, dass der Mann mich betrügen würde, mich verraten. Ein Wunder, schoß es mir durch den Kopf, ein Wunder! Ich bin noch am Leben! Unter Schmerzen griff ich an meinem Hals, da aber war nichts mehr, kein Beutel mit Geld. Natürlich, da war nichts mehr, wie hätte es auch anders sein können. Und morgen oder in den nächsten Tagen würde mir eben dieser Horex auf dem Forum über den Weg laufen und behaupten, er kenne mich gar nicht.

Wirklich gut gemacht, Flavius, dachte ich, ganz toll. Nett von Horex, dass er mich am Leben gelassen hat, das machte er sicher nicht bei jedem.

Unglaublich, welche Schmerzen ein leicht verbeulter Kopf erzeugen kann. „Flavius!“, ertönte dieselbe Stimme wie zuvor, klang nun jedoch irgendwie fröhlicher.

Es war Marcus, tatsächlich, es Marcus. Verflucht, schoss es mir durch den Kopf, ausgerechnet er hatte mich in dieser misslichen Lage gefunden. In Rom gab es bald noch immer eine Million Menschen, aber nein, ausgerechnet Marcus musste meinen zerschundenen Leib finden. Sicher dachte er jetzt, einen schönen Trottel von Schwiegersohn hat mir meine liebe Tochter Lucia da angeschleppt. Der ist so dumm, dass er einem Gladiator Glauben schenkt und sich Nachts allein auf einer der gefährlichsten Brücken der nächtlichen Stadt herumtreibt um sich dort berauben und abschlachten zu lassen.

Mit viel Mühe zwang ich mein rechtes Auge sich zu öffnen. Im Fackelschein erkannte ich einen mir sehr bekannten Mann. Es war tatsächlich Marcus. Schnell schloss ich das Auge wieder. Ausgerechnet Marcus! Fackeln? Es musste noch immer Nacht sein, wenigstens also war ich noch nicht allzu lange außer Gefecht gewesen. Vielleicht konnte ich mit Marcus Hilfe sogar in mein Bett heimkehren, bevor Lucia mein Fehlen bemerken würde.

Oh ihr Götter, Lucia! Sie würde in jedem Fall bemerken, dass mit mir irgendetwas nicht stimmte! Ein Sturz, ja, das war es, ein dummer, unbeabsichtigter Sturz auf dem ausgetretenen Pflaster des Forums! Da war schon so mancher zu Fall gekommen.

Irgendwer zog mich von hinten unter den Armen hoch. Alles drehte sich. Als ich meine Augen aufschlug, sah ich den besorgten Marcus vierfach. Mir war schlecht.

Wirklich, Marcus sah mich tief besorgt an, er mochte seinen Schwiegersohn also wohl tatsächlich mehr, als er zugab. Wärme durchzog meinen Körper. „Was bei allen Furien hast du hier eigentlich gemacht!“, herrschte er mich an. Ja, so kannte ich ihn, das war Marcus. Ich war also tatsächlich nicht tot! „Verfluchter Horex!“, presste ich von neuer Wut gepackt hervor. In meinem Mund schmeckte alles nach Blut, ich musste mir beim Fallen auf die Zunge gebissen haben.

Um mich herum wimmelte es von Leuten. Da war Marcus, irgendwo hinter ihm Silvanus und darüber hinaus jeden Menge Männer, die meisten wohl von Marcus eigenen Helfern.

Sie rannten umher, dass ich das Gefühl hatte, die ganze Brücke würde schwanken.

Marcus sagte zunächst einmal nichts. Ich versuchte ihm, so gut es mein erbärmlicher Zustand zuließ, einen Überblick über das zu geben, was ich bisher erfahren hatte, und darüber, warum ich mich mit diesem verräterischen Gladiator mitten in der Nacht auf der Pons Aemilius getroffen hatte. Manches geriet mir dabei durcheinander, ich hatte auch wegen meiner blutenden Zunge das Gefühl, ich würde lallen. Marcus Blick war eine einzige Frage. Wenn die Menschen nur damit aufhören würden, herumzurennen!

„Dieser elende Betrüger!“, presste ich zum Schluß mühsam hervor. „Lass den Mann suchen, er ist der Schlüssel zu allem!“. Wenn ich den Horex in die Finger bekommen würde, würde ich, ja was eigentlich?

Marcus schüttelte den Kopf, nein, vier Marcusse taten dies und mir wurde erneut schlecht.

„Den brauche ich nicht suchen zu lassen!“, sagte er ruhig und seltsam gleichgültig, „wir haben ihn schon gefunden!“. Seine Stimme schlug ein Echo in den Wandungen meines Kopfes. Horex! Sie hatten dieses Schwein gefangen!

Ein Triumphgefühl machte sich in mir breit, dieser Betrüger war also nicht weit gekommen!

Mit Hilfe meines unsichtbaren Hintermannes kam ich ganz langsam wieder auf die Beine. Mein Kopf fühlte sich an wie eine überreife Melone, die kurz davor stand, aufzuplatzen.

„Wo ist er!“, fauchte ich wütend. Jedenfalls kam es mir so vor.

Wahrscheinlich hatte ich nur irgendetwas Unverständliches vor mich hin gebrummelt.

Schwankend hielt ich mich an der kalten Brüstung der Brücke fest.

Marcus deutete mit einem Kopfnicken nach unten, zum träge dahinfließenden Tiber hin.

Nur mühsam wurde mein Blick wieder klar, gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit in der Tiefe. Irgendetwas war dort unten, Beine, Arme, ein Kopf? Ein Körper!

Dort unten lag Horex, mit dem Gesicht nach unten im stinkenden Schlamm, direkt vor dem mittleren Brückenpfeiler. Aus seinem gewaltigen, muskelbepackten Rücken ragte der Knauf eines Dolches hervor, der mir seltsam bekannt vorkam. Der Knauf war wie ein Adlerkopf gestaltet, nicht ungewöhnlich in Rom. Dieser aber sah genauso aus wie der Knauf meines Dolches. Ich griff unbewusst an meinen Gürtel, doch da war nichts mehr.

Der Dolch in Horex Rücken war meiner!

„Herr?“

„Hmm?“

„Horex ist tot!“

„Horex?“

„Er wollte uns verraten, wir sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Du hast recht gehabt, als du befohlen hast, ihn zu überwachen! Er wollte uns verkaufen!“

„An wen?“

„An diesen Flavius Piktör, diesen Historiker, du weißt schon, der, der.....“

„Ich kenne ihn!“

„Er hatte ebenfalls einen Unfall!“

„Ist er tot?“

„Das, das..... wissen wir nicht so genau, wir wurden überrascht. Da war plötzlich dieser Silvanus, der Spieler, und dann, direkt hinter diesem kam auch schon dieser Ädil, Marcus, mitsamt seinen Männern! Es ging alles sehr schnell“

„Hmm!“

„Was sollen wir jetzt tun?“

„Hmm?“

„Herr! Was sollen wir jetzt tun? Dieser Flavius weiß zwar ganz sicher nichts, außerdem haben wir diesen Verräter Horex nachdem wir ihn niedergeschlagen haben, mit Flavius eigenem Dolch getötet. Wir fanden die Idee ganz nett. Doch wer wird schon glauben, dass dieser Schreiberling den besten Gladiator Roms getötet hat!“.

„Hat euch Flavius erkannt? Haben die Männer des Ädilen euch erkannt?“.

„Nein Herr, ganz sicher nicht. Sie sind nur von der Stadtseite her gekommen, wir konnten also ungestört nach Transtiberim flüchten!“.

„Nun, dann ist es gut, nichts ist geschehen. Geht jetzt schlafen!“.

„Aber, Herr? Was wird nun mit diesem Flavius Pictor? Er stört. Er stellt Fragen. Er kommt uns näher! Sollen wir ihn töten, falls er doch noch am Leben ist?“.

„Beobachtet ihn. Und jetzt, geht schlafen, hört ihr, wir werden morgen weitersehen!“.

„Dein Befehl, Herr!“.

37

In der kahlen Zelle herrschte tiefe Dunkelheit. Durch das kleine von einem Bogen gekrönte Fensterchen kam nur unsicher das Licht der Nacht herein. Irgendwo dort draußen liess ein Käuzchen seine klagenden Rufe ertönen. Gleichmäßig, traurig.

Diese Nacht würde Ambrosius nie vergessen, so viel war geschehen. So vieles, dass er sich nicht erklären konnte. Nir zuvor hatte er an Gottes Willen gezweifelt, nie zuvor dessen Wege in Frage gestellt. Seine kalten Hände umklammerten das hölzerne Kruzifix so stark, dass seine Adern hervortraten.

20

Alles um ihn herum schien zusammenzubrechen, zu vergehen. Alles war sinnlos, eitel und unwichtig.

Warum, Herr, warum, war das Einzige, das er zu denken noch fähig war. Um ihn herum war nur noch Tod. Tod, Unruhe und Verzweiflung. War nicht noch vor weniger als zwei Wochen alles in Ordnung gewesen, hatte die Zukunft da nicht noch klar wie das Licht eines Sommertages vor ihm gelegen? Hatte es da nicht doch noch Hoffnung gegeben, für ihn, für Drusilla, für ihr Kind? Es hätte ganz sicher eine Lösung gegeben, er hätte Drusilla und das Kind ihrer Liebe mit sich nach Mediolanum genommen, hätte ein Haus für seine kleine Familie eingerichtet und das Wachsen des Kindes wie ein Wunder, ein von Gott geschenktes Wunder beobachtet und genossen. Er wäre nicht der einzige Bischof gewesen, der eine Familie hatte, daran wäre nichts ungewöhnliches gewesen, selbst bei ihm nicht, der sonst so eisern von seinen Priestern die Enthaltbarkeit verlangte, damit diese nicht von ihrem Dienst an Gott abgelenkt wurden. Wie anmaßend war er denen gegenüber gewesen, die liebten, wie abschätzig hatte er jene verurteilt, die die Liebe ihrer Frauen und Kinder der Liebe Gottes vorzogen. War er deswegen so hart bestraft worden?

Weil er so hochfahrend gewesen war?

Ausgerechnet Drusilla, seine Drusilla. Er versuchte für sie zu beten, doch die Unruhe in ihm war zu stark.

Nach der Verzweiflung erfüllte die Wut sein Herz. Wut auf Drusillas Vater, den Konsul. Warum nur hatte dieser nicht einsehen können, dass die Zukunft bei Gott liegt und nicht bei seinem althergebrachten Götterhimmel. Wie konnte ein aufgeklärter Mensch wie Glabrio nur diesen heidnischen Unfug glauben. Sah er den nicht die Macht und Güte Gottes. Wäre Glabrio ein Christ, um wieviel einfacher wäre für seine Tochter Drusilla alles gewesen. Sicher wäre sie jetzt noch am Leben und er, Ambrosius würde sein winziges Kind in den Armen wiegen und diesem ein Lied singen. Glabrio! Wie verboht dieser Mann war. Er, der sonst so umgänglich, so zugänglich für alles Neue war, nur beim Christentum, bei der Lehre Gottes war er nicht offen. Was hatten ihm die Christen getan, dass er sie so hasste?

Alles war Gottes Wille! Ich darf nicht zweifeln, dachte Ambrosius, ich darf nicht!

Alles hat seinen Sinn, alles ist von Gott gewollt: Ich bin Gottes Werkzeug, ich wandle auf seinen Pfaden.

Hatte Gott ihm Drusilla genommen, weil er von diesen Pfaden abgekommen war? Weil er seine Liebe zu Gott mit einem Male mit einem Menschen geteilt hatte?

War es das, was Gott ihm in dieser Nacht hatte sagen wollen? War Gott eifersüchtig?

Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keinen anderen Gott neben mir haben!. Hatte er gegen Gottes Gebot verstossen, hatte er Drusilla in seiner Liebe neben Gott gestellt?

Hatte er selbst dadurch Drusilla getötet?

Tränen rannen unaufhörlich über seine Wangen. Ihm wurde ganz heiß. Ein Fieber vielleicht? Lass mich sterben, Gott, hörte er sich leise flehen, lass mich sterben.

Er würde Drusilla niemals wieder sehen, niemals. Sie war als die Heidin gestorben, als die sie gelebt hatte. Er würde eines Tages ins Paradies einkehren und sie würde nicht dort sein.

Glabrio, dieser verfluchte Konsul! Er war an allem Schuld, hatte Drusilla beredet, nicht Christin zu werden und als gehorsame Tochter war sie ihm gefolgt. Der Glaube war immer zwischen ihnen gestanden, auch wenn die Liebe mächtiger gewesen war.

Niemals, niemals, werde ich dich wiedersehen, meine Geliebte, selbst die Ewigkeit wird uns nicht vergönnt sein. Mit einem Male spürte er eine seltsame Wärme in sich aufsteigen, eine Wärme wie die eines ersten Sonnenstrahles nach einem unendlich langem Winter.

Wie ein Strahl der Erkenntnis bohrte es sich aus seinem Herz in seinen Verstand. Nie zuvor hatte er alles klarer gesehen, nie zuvor die Zusammenhänge verstanden!

Da war dieser Johannes, dieser Spitzel des alten Damasus, dieser widerliche Mensch in seinem alten stinkenden Kittel. Aufgelauert hatte er ihm, aufgelauert, ihn verfolgt, ihn bedrängt in seiner schwersten Stunde, gerade als er Drusilla und sein Kind verloren hatte.

Der Papst und dieser elende Mensch mochten sich inzwischen amüsiert haben über seine ungeahnte Schwäche. Oder verachteten sie ihn nun? Es war ohnehin egal, hatte keine Bedeutung mehr. Er hatte alles nur in schwarz und weiß gesehen, in gut und in böse, jetzt erst sah er ganz

deutlich, dass alles in dieser Welt von Grund auf Böse war, von Grund auf, dazu bestimmt geläutert zu werden. Deswegen also hatte ihm Gott Drusilla genommen.

Die Heiden waren an allem schuld! Das war es! Es würde keinen Frieden, keine Liebe auf Erden geben, so lange auch nur einer seinen Götzendienst des Bösen versah. Das also war es, was Gott ihm hatte sagen wollen, daher also hatte er Drusilla verloren. Tränen stiegen ihm in die Augen. Warum nur hatte er all dies nicht vorher in aller Klarheit gesehe. Das Böse als solches, ob als Heide, als Christ, als Ungläubiger einherschreitend, das Böse musste aus der Welt getilgt werden. Für einen Moment war er vom rechten Weg abgewichen, hatte die Liebe über seinen Glauben, über seine Aufgabe gestellt und war bestraft worden, wie ein Verräter an der Sache. Er war Gottes Werkzeug die Heiden zu vernichten, das Böse zu vernichten, allein zu diesem Zweck hatte ihn Gott auf diese seine Erde gestellt. War nicht auch dieser elende Johannes von Grund auf böse und verdorben? Einer der anderen nachging um sie zu bespitzeln? Sein Kopf tat so weh, alles drehte sich. Er, Ambrosius, hatte den wahren Zweck seines Erdenlebens verraten, sich verkauft für einige oberflächliche Momente der körperlichen Liebe. Was hatte ihn nur angestiftet, war es ein Daimon gewesen, der ihn im Auftrag des Bösen aus den Händen Gottes entreißen sollte?

Gott! Gott, vergib mir, was habe ich nur getan! Ich werde es wieder gutmachen!

Gib mir die Kraft Herr, gib mir die Kraft!

Ambrosius begann zu beten, immer wieder, immer von Neuem und langsam traten seine Tränen zurück, ging sein Atem gleichmäßiger, das heftige Pochen in seinem Kopf lies nach. Alles war nun wieder so, wie es früher gewesen war. Er hatte Gottes Prüfung bestanden. Von nun an würde er nur noch Gottes Wort folgen und seine Seele schützen vor den Einflüsterungen des Bösen.

Er würde das Böse und die Heiden verfolgen, sie anprangern, sie bekehren mit dem Wort Gottes und wenn nötig mit dem Schwert. Er würde nicht eher ruhen, bis der letzte Tempel dieser Götzendiener und die vom wahren Glauben abgefallenen Bösen vom Antlitz der herrlichen Erde des Herrn getilgt wären. Er war Gottes Werkzeug!

Unser Haus war wie an jedem Morgen schon in aller Frühe vollgestopft mit unseren um ihre Almosen bettelnden Klienten. Ich konnte ihr Gezeter und ihre neugierigen Fragen, ihr geheucheltes Mitgefühl bis an mein Bett hören. Umsichtig nahm Lucia sich an diesem Tag ihrer an und verteilte wie jeden Morgen die kleinen Päckchen mit Geld und Essen.

Ich konnte ihre Worte gut verstehen, ihr sehnstüchtigst vorgetragenen Wünsche, ich möge nicht ernsthaft krank sein und sie bald wieder mit meiner Gesellschaft erfreuen. Es war schrecklich, dieses Summen ihrer sich vor Ehrerbietung überschlagender Stimmen.

Heute hätte ich diese schleimenden Schmarotzer nicht ertragen können und diesen Parasiten war es ohnehin egal, wer ihnen ihre Sporteln gab, Hauptsache die Summe stimmte und die Kuchen und das Gebackene war nicht älter als ein Tag.

Was immer Marcus seiner Tochter Lucia heute Nacht auch erzählt haben mochte, es führte jedenfalls dazu, dass Lucia sich liebevoll und treusorgend um mich gekümmert hatte und entgegen ihrer Art keinerlei Fragen gestellt hatte. Vielleicht aber war es auch nur ihre eigene Art, sich als gute Tochter zu erweisen. Ihre Augen blickten mich jedenfalls neben tiefer Sorge auch mit Stolz an, was ich zugegebener Maßen sehr genoss. Horex also war tot, er hatte mich nicht verraten, sondern war wie ich selbst, ein Opfer dieser Irren geworden, nur mit dem Unterschied, dass ich wenigstens noch atmete.

In mir hatte sich trotz oder vielleicht auch wegen meiner Kopfschmerzen eine wilde Wut angesammelt, die so groß war, wie die Beule auf meinem Hinterkopf. Wer immer dort zugeschlagen hatte, hatte wohl eher beabsichtigt mir den Schädel einzuschlagen, als mich nur in den Schlaf zu schicken. Alle Götter des Alls mochten schützend ihre Hände über mich gehalten haben. Vielleicht war der Angreifer aber auch nur abgelenkt gewesen, weil Horex ihn angestarrt hatte, vielleicht waren er aber auch nur gestört worden, bevor er mir die Kehle hatte durchschneiden können. Marcus jedenfalls war der Meinung gewesen, dass sie noch Gestalten

gesehen hatten, die nach Transtiberim geflüchtet waren, als Silvanus ihn und seine Männer zu dem Treffen geführt hatte. Der gute Silvanus! Ich hatte ihm mein Leben zu verdanken! Ich fühlte mich beschämt, dass ich diesen nur noch für einen verantwortungslosen, versoffenen Spieler gehalten hatte.

Am frühen Vormittag ging es mir leidlich besser, ausgerechnet unser gallischer Koch, der mich sonst eher vergiftete, hatte ein wunderbares Gebräu zusammengemischt, was mir etwas auf die Beine half. Hatte der Kerl also doch seine Qualitäten.

Marcus wollte das Umfeld des toten Gladiators erkunden lassen und auch noch einmal den armen, irren Pedius befragen. Er hatte mich beschworen, mich nun erst einmal aus allem herauszuhalten und Ruhe zu geben, bis er mehr erfahren haben würde. Unsere Gegner wussten nun, dass ich hinter ihnen her war, ein zweites Mal würde ich nicht so viel Glück haben, da war Marcus sich sicher.

Stattdessen aber würde ich heute mit Plivius Hilfe den lange aufgeschobenen Besuch Ostias bewältigen. Eine ungeheure Unruhe, Wut und Rachsucht tobt in mir und trieb mich unter den nun doch zutiefst missbilligenden Blicken meiner guten Lucia aus dem Haus.

Ich musste ihr versprechen, mich nicht wieder so sinnlos in Gefahr zu begeben, vorsichtiger zu sein als bisher und so vieles mehr. All die Versprechen kamen mir leicht über die Lippen, jeder Widerspruch hätte nur zur Folge gehabt, dass sich mein Aufbruch verzögern würde.

Den Beginn unsere Ehe hatte ich mir ebenso wie sie durchaus turbulent vorgestellt, nur nicht eben so, wie es jetzt gekommen war. Wenn all dieser Irrsinn vorbei wäre, so schwor ich mir, würde ich mich wieder mehr um meine junge Frau kümmern.

Im Moment aber konnte ich an nichts Anderes mehr denken, als daran, dass wenn Marcus und ich nichts tun würden, womöglich noch viel mehr Menschen ihr Leben lassen müssten.

Ich war so nahe daran gewesen, so nahe, doch der Gegner hatte sich als noch schlauer, noch gefährlicher erwiesen, als ich es gedacht hatte.

Dennoch hatte er einen gewaltigen Fehler gemacht, denn er hatte mich am Leben gelassen. Einmal herausgefordert, würde ich nun nicht eher ruhen, bis ich alles erfahren hätte, was es zu erfahren gab und allen Spuren nachgegangen wäre. Es musste Spuren geben, niemand konnte sich

bewegen, irgend-etwas tun, ohne welche zu hinterlassen. Und die nächsten, wenn es denn welche gäbe, würden in Ostia zu finden sein. Es musste alles sehr schnell gehen, einen Tag Ruhe wollte ich mir nicht gönnen, auch wenn der mächtige Verband um meinem Kopf mich nicht gerade sehr vertrauenswürdig aussehen liess. Nun ja, wenigstens sah ich damit brutal aus.

Dieses Mal nahm ich ohne weiteres Nachdenken Plivius mit, der ebenso wie ich, das musste ich mir eingestehen, noch unter den entsetzlichen Bildern litt, die wir am Mithräum gesehen hatten. Plivius war schon den ganzen Morgen um mich herumgeschlichen, sein Gesicht war gezeichnet vom schlechten Gewissen, dass er eigentlich gar nicht haben musste, denn immerhin war ich selbst es gewesen, der ihn in der letzten Nacht auf gar keinen Fall hatte dabeihaben wollen. In unserer gemeinsamen Wut wollten wir etwas tun, unbedingt noch etwas mehr beitragen zur baldigen Lösung des Falles. Ich fragte mich derweil, ob mein Eifer nicht auch aus Selbstschutz geschah, den was mochte mir, meiner Lucia, meinen Leuten noch zustoßen, wenn wir nicht bald herausfinden würden, wer hinter alle dem steckte. Ein paar weitere Antworten auf die vielen ungeklärten Fragen würden wir in der alten, inzwischen teilweise schon verlandeten Seehafenstadt Roms, Ostia, finden.

Dort war das Kreuz gefertigt worden, dort waren auch ganz sicher die Löwen angelandet worden. Irgendwer würde uns helfen können, irgendwer etwas wissen.

Mit ausreichend Geld und mit Dolchen und Schlagriemen bewaffnet machten wir uns auf den Weg. Es war beinahe rührselig, wie Martia und Lucia uns hinter her blickten, als wir unsere Straße hinabgingen, wie zwei Männer, die in den Krieg ziehen.

Wir fühlten in uns so etwas wie männlichen Stolz aufkeimen, jedenfalls bis uns eine Horde Kinder anfiel und sich über meinen mächtigen Verband lustig machte.

Plivius und ich wanderten in den südlichen Teil Roms, zu einem kleinen Stall in der Nähe der Porta Ostiense, in welchem ich mein gutes, altes Pferd Invictus eingestellt hatte.

Auch für meinen zuverlässigen Schimmel, einem prächtigen Andalusier, hatte ich vor lauter Schreiben und dem Durcheinander der letzten Wochen viel zu wenig Zeit gefunden und das obwohl ich seit meinen Militärzeiten

ein leidenschaftlicher Reiter war und immer geblieben war. Sogar trotz der leichten Schmerzen in den Hüftgelenken, welche mir von Zeit zu Zeit mein in schnellen Schritten näher kommendes Alter vor Augen führten.

Warum nur hatte ich immer so wenig Zeit ? Gab es wirklich immer etwas Wichtigers zu tun?

Unter meinem Umhang verborgen schlug mein altes Kurzschwert gegen meine Beine, so bald sollte mich niemand mehr so einfach überraschen können. Plivius hatte ich ebenfalls bewaffnet, obwohl ich mir nicht sicher war, ob er mit dem Schwert überhaupt umzugehen vermochte. Es wäre besser gewesen, ich hätte etwas mit ihm üben können.

In meinem Kopf war bei jedem Schritt ein Ton zu hören, als ob einer eine Zimbel schlug und ich war froh, als wir endlich vor dem kleinen Hof standen.

Mein guter, schlauer, etwas vernachlässigter Invictus begrüßte mich mit einem vertrauten Schnauben, das in meinen müden Ohren einen beleidigten Unterton hatte. Nach einem kurzen Moment der Freude wandte er mir auch sofort sein Hinterteil zu, gerade so, als ob die traurig aussehende Wand seines Stalls ihn mehr interessieren würde, als die Aussicht auf einen Ausritt.

So war er schon immer gewesen, nur keine Zuneigung zugeben.

Ich hielt ihm lockend ein Stück Zuckerrübe hin, doch Invictus war noch nie bestechlich gewesen. Er tat so, als ob er die Leckerei gar nicht bemerkt hätte und senkte seinen Kopf hinab zu dem nicht mehr allzu frisch aussehenden Heu, dass ihm der Stallbursche sicher auch nur deshalb gegeben hatte, weil er uns hatte kommen sehen.

Invictus Stall war durchaus sauber, aber etwas zu feucht. Ich nahm der Reihe nach seine Hufe hoch, doch wenigstens diese waren der treuen Pferdegöttin Epona sei Dank trocken. Vielleicht hatte der tollpatschige Spitzbube von Stallknecht wieder einmal nur einen Wassereimer umgetreten.

Am Hals und am rechten Ohr hatte Invictus zwei kleine Bisse, die wohl von einem zudringlichen Nachbarn herrühren mochten, der aber zur Zeit nicht da war.

Mein armer Invictus. Er spürte meine Zuneigung und schloss geniesserisch die Augen.

Ich kraulte ihn lange unter seinen Backenknochen, ich wusste, solchen Streicheleien konnte er nicht widerstehen, selbst wenn er wirklich beleidigt war. Er schnaubte ab.

Tatsächlich versuchte er auch gleich, wie es unter Pferden üblich war, die liebevolle Zuneigung zu erwidern und drückte mich mit seinem Kopf ebenso liebevoll gegen die Stallwand um sich ausgiebig an mir zu reiben und mich dann an der Hüfte zu nagen.

Während seiner Liebkosungen liess er keinen Blick von meinem weißen Verband, der ihn irritierte. Er liebte es, wenn irgendetwas anders war als sonst, darüber konnte er herrlich aufregen und seinen Fluchtinstinkten freien Lauf lassen.

Schon früher hatte ich mich oft gefragt, wer von uns beiden eigentlich der Herr und wer der Diener wäre. Immerhin war er um einiges größer und schwerer als ich und wenn ich ihm auf den Huf trat, hatte diese bei Weitem nicht die Wirkung wie umgekehrt.

Ich genoss es einen weiteren Moment ihn hinter den Ohren und auf der Stirne zu kraulen und seine tiefbraunen Augen begannen sich immer mehr behaglich zu verschleiern, seine Lippe hing genießerisch schlaff herab und ließ seine makellos weißen Zähne sehen.

Der lärmende Tölpel von einem Stallknecht unterbrach die Idylle und brachte das Sattelzeug, wobei der Satteltgurt über den steinigen Boden nachschleifte.

Invictus legte sofort die Ohren an, er mochte diesen übel riechenden Menschen wohl nicht, das sah ich sofort. Wenn diese furchtbare Zeit erst vorbei wäre, so nahm ich mir wie so oft schon vor, würde ich ein Landgut kaufen und ihn dann dort hinausschaffen. Dort würde er den lieben langen Tag mit einigen feingliedrigen Stuten auf der Koppel herumtoben und sich den Bauch vollhauen können.

Lucia würde ein Landgut lieben, das wusste ich, immerhin hatte sie nahezu jeden Sommer auf dem ihres Vaters verbracht. Wenn wir erst ein eigenes hätten, würden wir in den Sommermonaten auch ganz für uns der stickigen Hitze der Stadt entfliehen können.

Das einzige was zu diesem Glück noch fehlte, wäre etwas Geld. Es würde sich finden!

Für den sichtlich nervösen, mit Reittieren gänzlich unerfahrenen Plivius borgte ich ein genügsames, altes Maultier und hoffte insgeheim, dass er mit diesem in aller Freundschaft zurecht kommen würde.

Plivius hatte tatsächlich noch nie auf einem anderen Lebewesen gesessen, wie er ehrlich zugegeben hatte, als ich ihn vorhin danach gefragt hatte.

Auch das würde er lernen.

Ich gönnte mir die Freude meinem alten Kameraden selbst den alten, immerhin gut gefetteten Hörnchensattel aufzulegen und wie früher öffnete Invictus ergeben sein Maul um das einfach gebrochene Gebiss aufzunehmen. Draußen im Hof führte ich ihn einige Schritte damit die Luft aus seinem Bauch entweichen und ich den Sattelgurt vor dem Aufsteigen nachziehen konnte. Invictus begann aufgeregt zu tänzeln und einen Buckel zu machen. Nur die Götter wussten, wann dieser pockennarbige Stallknecht ihm das letzte Mal Bewegung verschafft hatte, obwohl er für eben diese Leistung zusätzlich Geld bekam. Als sich der Schimmel wieder etwas beruhigt hatte, nahm ich die Aufsteighilfe in Anspruch um mich in den Sattel zu schwingen. In meinem Kopf drehte sich unerwartet wieder alles und einen kurzen Moment hatte ich die Befürchtung gleich wieder unsanft abzusteigen. Die Hörner des Sattels aber hielten mich fest wie vier Hände. Ein anderer Stallbursche, der von der Hässlichkeit her sicher der Bruder des Besitzers war, half meinem nicht gerade glücklich aussehenden Plivius grinsend mit seinen hohlen Händen auf sein Reittier, wobei Plivius mit viel zuviel Schwung beinahe auf der anderen Seite des Maultieres herabgestürzt wäre. Der Stallbursche brach in Gelächter aus, er hatte dies ganz sicher mit Absicht getan. Das Maultier schnaubte und legte die Ohren an. Das konnte ja heiter werden! Wie bei einem unerfahrenen Reiter nicht anders zu erwarten hielt Plivius sich sofort krampfhaft an den Zügeln fest und riss ihm im Maul. Auch das Maultier wusste nun sofort, dass er mit diesem Menschen nach Belieben würde verfahren können.

Trotz des traurigen Anlasses, der Gefahr und meines dröhnenden Schädels freute ich mich auf den Ausritt und auch darauf die durchaus schön zu nennende Stadt Ostia wieder zu sehen, die ich nur ein einziges Mal, vor fünf Jahren, gesehen hatte, als das Schiff, das mich sicher von Constantinopel nach Rom gebracht hatte, dort anlegte. Mir kam es vor wie erst gestern, als damals das gewaltige, achteckige Hafenbecken des Trajan in Sicht kam und der Kapitän mit mächtiger Stimme die Segel einholen ließ

um dann sicher und gekonnt unter Rudern an die riesige, vor Leben wimmelnde Mole zu manövrieren.

Es war herrlich, endlich wieder einmal im Sattel zu sitzen. Alles war so vertraut. Es war fast so, als wäre ich erst gestern von den endlosen Ritten der Feldzüge zurückgekehrt.

Als ich meine Zügel aufgenommen hatte, gab ich Plivius ein Zeichen loszureiten, doch sein Maultier blieb, wie es zu erwarten war, einfach stehen.

Erst als der Stallbursche ihm mit einer Rute einen kräftigen Schlag auf die Kruppe gab, lief es widerstrebend und nach hinten austretend los.

Das konnte ja wirklich heiter werden, dachte ich innerlich lachend bei mir und hielt mir den Kopf. Lachen war jetzt noch etwas, was ich besser unterlassen sollte.

Gemächlich ritten wir unter dem Torbogen des abrisssreifen Hoftores durch und wandten uns erneut nach Süden. Es tat so gut, wieder einmal Invictus warmen Leib zu spüren.

Statt des erwarteten zügigen Rittes fanden wir uns sehr bald nach dem Stadttor in einem gewaltigen Durcheinander auf der Via Ostiense wieder. Diese war zwar immer wieder verbreitert worden, doch war zugleich auch der Verkehr immer wieder angewachsen. Und auch wenn die Rinderherden, die unaufhörlich ihrem Schicksal entgegen auf Rom zumarschierten noch zusätzlich links und rechts der Straße einen eigenen Streifen hatten auf denen sie den Schlachthäusern der Stadt entgegen liefen, fanden wir uns bald, zwischen einigen Karren mit Bauschutt eingezwängt, langsamen Schrittes dahin schreitend wieder. Die Kolonne war endlos, ein Vorbeireiten nicht möglich und uns entgegen kamen ebenso viele Karren mit Getreide aus Ostia und Portus entgegen. Einhunderttausend Bewohner meiner geliebten Stadt Rom erhielten ihr Geld und Getreide noch immer vom Kaiser geschenkt um Ruhe zu halten und sicher standen dort auf dem Forum des Trajan schon wieder viele, die auf eben dieses Getreide warteten, welches uns gerade jetzt die Möglichkeit nahm schneller voran zu kommen. In den letzten Jahren waren die Getreidelieferungen immer unregelmäßiger geworden, mal wurden die Schiffe auf ihrem Weg aus Africa und Ägypten von Piraten geplündert, mal von korrupten Stadthaltern, die das Getreide lieber auf

eigene Rechnung woanders hin verkauften. Mehrere Aufstände hatte es schon gegeben, denn nichts brachte die Römer schneller in Aufruhr, als der Hunger. Invictus schnaubte unwillig und riss an den Zügeln. Ihm war ebenso langweilig wie mir. Er war zum Rennen gemacht, nicht zum Trippeln. Es war unter seiner Würde.

Ein Vorbeikommen an den Karren war aber wirklich nicht möglich und das Schleichen auf dieser Straße rieb zusätzlich an meinen aufgewühlten Nerven. Es gab aber keine Möglichkeit zum Ausweichen, die vielen Wege die von der Hauptstraße abgingen, endeten immer an einem Hof, einem Landhaus, einer Mühle, im Nirgendwo.

Wenn mich irgendetwas aus der Ruhe bringen konnte, dann war es die Langsamkeit, bei Menschen, wie bei Straßen. Wenigstens hatten die Kopfschmerzen ein wenig nachgelassen.

Wenn diese Kolonne nur nicht so unendlich wäre. Sicher würde es bis nach Ostia hinein so gehen. Das gleichmäßige Klackern der Räder und der Hufe machten mich ungeheuer schläfrig. Ich merkte, wie mir hin und wieder die Augen zufielen.

„Herr,“ sprach mich Plivius unvermittelt an, ich schreckte hoch. Der gute Plivius lenkte sein wohl schon aus Gewohnheit widerstrebendes, dunkelbraunes Maultier inzwischen nicht mehr ganz so ungeschickt neben Invictus, was diesem nicht gefiel, denn er legte unbehaglich bedrohlich die Ohren an. Maultiere hatte er noch nie ausstehen können. Dunkelbraune schon gar nicht. Ein Andalusier neben einem Mischling, schien er zu denken.

„Ja, Plivius?“, antwortete ich und tätschelte meinem Grauen leicht beruhigend am Hals.

„Kannst du mir beibringen, noch besser griechisch zu lesen?“, fragte er und überraschte mich wieder einmal zutiefst.

Ich warf ihm einen anerkennenden Blick zu und begann mich zu fragen, wen mein Schwiegervater uns da eigentlich zur Hochzeit geschenkt hatte. Bisher war nie der rechte Moment gewesen, sich über seine Herkunft zu unterhalten, nun aber, in dieser endlosen Kolonne wäre die Gelegenheit günstig.

„Plivius, woher kommst du eigentlich?“, fragte ich ihn daher um die lange Zeit vielleicht doch zu nutzen und etwas mehr über ihn zu erfahren.

Plivius freute sich zu meinem Erstaunen über mein Interesse. Das jemand an ihm Interesse zeigte, von Martia vielleicht einmal abgesehen, war nicht gerade das, was er gewohnt war. Vor uns hieb ein brutal aussehender Mensch völlig sinnlos mit einer Peitsche auf seine Ochsen ein. Dadurch würde es auch nicht schneller gehen. Der Mann fluchte in einem Dialekt den ich nicht zu übersetzen vermochte. Es war sicher auch besser.

„Ich bin auf dem Landgut deines Schwiegervaters Marcus nahe Veji geboren, meine Mutter ist die Helena, die Amme deiner Frau, mein Vater der Joshua, der als Gefangener nach der Niederschlagung des jüdischen Aufstandes von Jerusalem nach Rom gebracht und dort vom Vater deines Schwiegervaters erworben wurde!“.

Tatsächlich, Lucia hatte mir das schon einmal erzählt. Nun ja, ich konnte mir eben auch nicht alles merken. Ich liess mir aber nichts anmerken um ihn nicht zu beleidigen.

Plivius war also halb Römer, halb Jude. Auf dem Landgut meines Schwiegervaters gab es einige jüdische Sklaven. Seit Rom Judäa besetzt hatte, hatte es mehr als zwanzig Aufstände dort gegeben, so gesehen war diese Provinz ein regelmässiger Lieferant an Sklaven. In keiner anderen Provinz waren die Einwohner nach all den Jahrhunderten römischer Besetzung noch immer so freiheitsliebend oder so dumm, je nachdem, von welcher Seite man dies betrachtete. Nirgendwo sonst waren die Leute so fanatisch und bereit für ihre sinnlose Sache in den Untergang zu gehen. Wahrscheinlich hatte Plivius dieses leise Streben nach Selbstständigkeit und Freiheit von seinem Vater mitbekommen.

„Und warum willst du, dass ich dir die griechische Schrift beibringe?“, fragte ich.

Plivius brauchte nicht lange nachzudenken und stockte nur, weil sein Maultier blitzschnell versuchte einige Blätter eines Straßenaumes abzurupfen, wodurch es beinahe umfiel und ihn beinahe nebenbei und ohne direkte Absicht abgeworfen hätte.

„Als wir dort in der Bibliothek, in der Trajana, waren, waren dort so viele der Schriften in dieser schweren Sprache geschrieben. Ich ärgerte mich, dass mir die Schriftzeichen kaum etwas sagten. Als ich noch ein Kind war, wurde ich zusammen mit deiner Frau unterrichtet und hatte sehr viel Freude daran. Doch als wir älter wurden, wurden wir getrennt und

während Lucia weiter unterrichtet wurde, wurde ich auf die Felder hinausgeschickt“.

Einen kurzen Moment überlegte er, wie er mir das Ganze schmackhaft machen konnte.

„Außerdem, wenn ich fließend griechisch lesen und schreiben könnte, könnte ich dir dann noch viel nützlicher sein! Du könntest mir dann in griechisch diktieren“.

Ein geschickter Bursche. Vielleicht konnte ich ihn zu einem noch besseren Schreiber ausbilden, als er ohnehin schon war.

„Gut, Plivius, ich werde es mir überlegen!“, antwortete ich ihm. Ich wollte nicht zu schnell auf seine Wünsche eingehen um ihn nicht zur weiteren Aufmüpfigkeit zu erziehen, doch innerlich wusste ich schon jetzt, dass dieser junge Mensch, wie er es ja schon bewiesen hatte, sehr gut zu einem Sekretär taugen würde und ich ihm bestimmt helfen würde.

Ich mochte Plivius sehr, in seiner Wissbegierigkeit und seinem Fleiß erinnerte er mich an den jungen Mann, der ich einst selbst gewesen war. Nur nicht so gut aussehend.

Einige Zeit ging gar nichts mehr weiter, dann wieder stockend und schließlich, als ich schon befürchtet hatte, wir würden den ganzen Herbst an diesem Ort verbringen, kamen wir an einer Stelle vorbei, wo ein Karren umgestürzt und dessen Ladung seinen armen Führer unter einigen mächtigen, alten Säulenstümpfen begraben hatte, die wohl zu Kalk verbrannt werden sollten. Der Mann musste sofort tot gewesen sein.

Es war kein schöner Anblick, denn ab dem Oberkörper war der Unglückliche noch gänzlich heil und in seinen gebrochenen Augen stand noch immer unverändert der Ausdruck des Erschreckens und des Erstaunens, wie schnell ein Leben vorbei sein konnte.

Nach dem Unfall ging es etwas schneller weiter und als wir schon nicht mehr damit gerechnet hatten, kamen endlich die nicht allzu hohen und schon brüchigen Mauern der uralten Stadt Ostia in Sicht. Über den Mauern ragte weithin sichtbar der gewaltige Tempel der römischen Trias, Jupiter, Juno und Minerva, der auf einem Hügel stand, der gänzlich mit einer gewaltigen Treppenanlage aus Tuffstein bekleidet war. So etwas gab es nicht einmal in Rom und dort gab es immerhin gleich sieben Hügel.

Gemächlich zockelten wir auf das Tor zu, an dem es wieder nur zäh weiter ging. Wozu sich jetzt noch aufregen.

Seit wir Rom verlassen hatten, wurde ich das unbestimmte Gefühl nicht los, dass uns jemand folgte, doch so oft ich mich umwandte blickte ich nur in das zahnlose Lächeln eines dümmlich dreinblickenden Karrenfahrers und sicher bildete ich mir dies nur ein.

Aber was war schon noch sicher, dachte ich, als wieder einmal ein Schmerz meinen Kopf durchlief.

Die Wachen am Tor blickten uns nicht einmal an und aus dem Torhaus dahinter hörte man nur das Geräusch von Würfeln und ein Gejohle wenn einer etwas gewonnen oder verloren hatte. Es war ihnen nicht wichtig, wer die Stadt verliess oder betrat.

Warum nur hatte es dann eigentlich so lange gedauert, bis wir endlich hineinkamen?

Ostia war schon lange nicht mehr die Stadt, die sie einst gewesen war. Konstantin hatte sie trotz ihrer noch immer beachtlichen Größe zu einem Dorf herabgesetzt und dafür Roms neuen Hafen Portus, der nur drei Meilen entfernt lag an ihrer Stelle zur Stadt erhoben. Viele Einwohner hatten daher die alte Stadt verlassen und waren nach Portus gegangen. Nach einem größeren Brand vor beinahe drei Jahren waren sogar zwei ganze Stadtviertel nicht wieder aufgebaut worden, da niemand mehr den Bedarf an Wohnungen hatte. Mit wohligem Grusel hatte ich schon die letzten Tage daran gedacht, mir diese beiden Viertel einmal anzusehen. Selbst im Untergang, konnte noch so etwas wie die Schönheit der Vergänglichkeit liegen. Schuld an Ostias Niedergang war, dass der Hafen der Stadt trotz aller Bemühungen dies zu verhindern immer mehr versandete und der Aufwand diesen schiffbar zu halten, die Mittel der Stadt inzwischen bei weitem überstieg.

So also war Portus inzwischen zu dem geworden, was Ostia einst gewesen war.

Dennoch war Ostia noch immer ein kleineres Abbild des gewaltigen Roms. Nur durch seine geraden, breiten Straßen viel besser geordnet, sauberer und, einer Handelstadt angemessen, um vieles überschaubarer und funktioneller.

Wir ließen unsere Tiere am Eingang der Stadt bei einem sauberen Mietstall zurück.

Invictus war von dem langsamen Ritt gar nicht begeistert, er schien verspannter als vor dem Beginn unserer kurzen Reise. Vielleicht würde es bei unserer Rückkehr nach Rom mehr Platz auf oder neben der Straße geben.

Ordentlich ordneten wir unsere vom Ritt verknitterten Kleider und gingen die wie in Rom mit Menschen aus allen Ländern des Reiches überfüllte Hauptstrasse herunter. Links und rechts der im Vergleich zu Rom unendlich breiten Straßen befanden sich endlose, schön gestaltete Säulenhallen, die einen breiten Bürgersteig überdeckten an denen sich große Läden befanden, in denen es alles gab, was Schiffe und Karren nur befördern konnten. Wir brauchten endlos in dem Gedränge, bis wir zu unserem Ziel kamen, dem Forum der Kooperationen. Die örtlichen Händler waren nicht auf den Kopf gefallen und versuchten uns ständig mit sanfter Gewalt und viel Geschrei in ihre Läden zu ziehen.

Endlich hatten wir uns zu dem weitläufigem Forum, dem zentralen Handelsplatz der Stadt, durchgekämpft. Dort, vor der geraden Rückfront des hoch aufragenden, ebenmäßigen klassischen Theaters waren unter einem dreiseitig umlaufenden Portikus vor der sengenden Sonne geschützt etwa sechzig kleine Kammern untergebracht in denen alle erdenklichen Berufsgemeinschaften ihre Büros unterhielten und ihre unterschiedlichen Geschäfte tätigten. In der Mitte dieses großen Platzes stand ein Tempelchen, das, wie ich noch wusste, der Göttin Annona geweiht war, die Ostia einst reich gemacht hatte.

Sie war die Göttin der öffentlichen Zuschüsse mit welchen die Kaiser Roms sich die Ruhe des römischen Pöbels erkaufte. Das Getreide dafür war seit Jahrhunderten aus Afrika und Ägypten über Ostia nach Rom gekommen, es war also nicht verwunderlich, das die geschäftstüchtigen Händler der Stadt ausgerechnet diese Göttin verehrten und ihr mitten auf dem wichtigsten Handelsplatz einen Tempel gebaut hatten

Auf diesem Forum wurde alles gehandelt, was es überhaupt gab.

Ziegel, Gemüse, Obst, und Wein aus Italien.

Getreide aus Ägypten und Afrika, Pökelfleisch aus der Baetica, Datteln aus den Oasen der Provinzen Africas. Aber auch Marmor aus der Toskana, Griechenland und dem fernen Nubien.

Porphyr aus Arabien, Blei, Silber und Kupfer aus Iberien. Elfenbein aus Mauretanien, Gold aus Dalmatien, Bernstein aus den weit entfernten, sagenumwobenen Ländern der Goten. Papyrus aus Ägypten, Stoffe aus dem Orient. Seide aus Indien, Glas aus Syrien und so fort und so fort. Ostias Duumvirn selbst mochten nicht wissen, was es hier alles zu kaufen gab.

Die Speicher der Stadt waren größer als selbst die Roms und erstreckten sich meilenweit. Bei günstigem Wind konnte man all die Gewürze riechen, die dort lagerten.

Und all diese Waren und Dienste wurden hier in diesen kleinen, beinahe unscheinbaren Büros durch die tüchtigen Menschen der Handelskooperationen vertrieben.

Millionen über Millionen Aureei wurden hier Jahr für Jahr verdient und viele gab es, die lange darauf warteten, eines dieser kleinen Büros zu bekommen und endlich am Geldsegen teilzuhaben. Wer hier saß, hatte ausgesorgt, wenigstens solange die Schiffe noch ungehindert von Stürmen und Freibeutern sicher den Hafen erreichten.

Nachdem Plivius und ich in einer dunklen Taverne mit einem noch dunkleren, eher finsternen Wirt einen schlechten Schluck Wein und einige seltsam riechende Würstchen gegessen hatten, bei denen wir uns fragten, ob diese tatsächlich aus Rindfleisch gemacht waren, fühlten wir uns gestärkt genug um mit unseren ersten Befragungen zu beginnen.

Die erste Frage, die wir uns und gleich darauf unserem Gastwirt stellten, war, weshalb diese schlechte Kost eigentlich so unendlich teuer gewesen war. Der Wirt hatte ausgespuckt und nicht geantwortet. Es war wohl unter seiner Würde gewesen.

Leider waren die Fragen, die wir eigentlich zu stellen hatten, nicht offiziell genug um die beiden Bürgermeister der Stadt und deren Macht für unsere Zwecke zu nutzen. Es war ohnehin fraglich, ob wir mit Hilfe der Staatsmacht überhaupt irgendetwas erfahren würden oder ob diese im Gegenteil nur hinderlich wäre. So jedenfalls konnten wir nur auf den guten römischen Willen, auf die altbekannten Tugenden der ostienser Kaufleute hoffen oder diesen ihren Tugenden gemäß mit etwas Geld auf den rechten Weg helfen.

Auch wenn dieses langsam etwas knapp wurde, denn das Geld, das ich zu Horex getragen hatte, war natürlich verschwunden. Dessen Mörder

würden sich damit in Rom einige angenehme Nächte bereiten. Mir war zum Heulen, wenn ich daran dachte.

Es gab genau zwei Ansätze denen wir nachgehen konnten. Zum einen das Kreuz, an dem der arme Decius sein Ende gefunden hatte und das eine außergewöhnlich gute, und damit seltene, Handwerksarbeit gewesen war. Zum Anderen die Herkunft der beiden Löwen. Auch diese mussten irgendwem aufgefallen sein, denn auch diese waren selten geworden. Nicht weil die nun christlichen Kaiser diese öffentlichen Tierhatzen ebenso niederhielten wie die Gladiatorenkämpfe, sondern weil diese Tiere nach Jahrhunderten dieser Schauspiele tatsächlich selten geworden waren und daher in der Zwischenzeit tatsächlich etwas Besonderes geworden waren. Unter dem Säulenumgang den wir nun entlang gingen drängten sich die Menschen, viele mit wichtigen Mienen, Rollen unter den Armen oder Sklaven die voraus gingen um Platz für ihre Herren zu schaffen. Manche von diesen wichtigen Menschen waren in edle Stoffe eingehüllt und so mit Schmuck behängt, dass sie fast unter dem Gewicht zusammenbrachen. Um diese herum wehte zudem ein schwerer Moschusduft, was diese wohl erotisch oder anregend fanden, auch wenn sie oft fett waren wie Schweine nach der Mast und rote Gesichter hatten, weil sie sich auf den eigenen Füßen bewegen mussten.

Das erste Büro das wir aufsuchten, war das der Zimmerleute und Holzhändler. Im Mosaikboden vor dem Eingang war dieses durch einen Zirkel und einem Baum aus schwarzen Steinchen auf weißem Grund kenntlich gemacht. Die Kaufleute hier hatten sich dieses gute System der Abzeichen der verschiedenen Verbände vor den Eingängen ausgedacht um den dauernden Fragen, wo denn welche Genossenschaft zu finden wäre, aus dem Weg zu gehen. Und tatsächlich waren die Zeichen so eindeutig gehalten, dass selbst wir den richtigen Raum ohne irgendeine Frage sofort fanden.

Einen Moment mussten wir warten, dann kam der Verwalter eines Landgutes heraus, der wohl eben sein wenig Holz verkauft hatte. Anscheinend hatte er nicht viel Gewinn dabei erwirtschaftet, denn er sah nicht gerade zufrieden aus und fluchte leise.

Der andere, der bald mit einem sehr zufriedenen Gesicht herauskam und uns hinein bat, war wohl der Käufer, stellte sich als Favorinus vor und bot

uns Plätze vor seinem gewaltigen, aus einem Stück Marmor gefertigten Bürotisch an. Der Tisch war so gewaltig, dass er beinahe den ganzen winzigen, kaum mehr als zwanzig Fuß breiten Raum ausfüllte. Eine mehr als gutaussehende, dunkelhaarige Sklavin mit weit mehr als nur etwas durchsichtigen Kleidern brachte uns einen Becher mit Wasser versetzten Wein zur Begrüßung und lächelte Plivius offen und sehr interessiert an. Dieser sah mit seinem offenen Mund gerade allerdings etwas dümmlich aus.

Halbnackte Sklavinnen schienen den Geschäften anscheinend sehr dienlich.

Hinter dem Vertreter der Zimmerleute brannte ein kleines Feuer vor einem Altar der Minerva, der Göttin des Wissens, seit alten Zeiten schon Beschützerin des Handwerks.

Die Römer selbst hielten trotz der unendlichen Schönheiten und staunenswerten Meisterwerken die diese geschaffen hatten nicht viel von den Handwerkern, denn mit den Händen selbst etwas zu tun, war eines freien Bürgers nicht unbedingt würdig. Viele, die diese Meinung nicht teilten und sich um derlei standesbewusste Einwände nicht scherten, waren sehr reich geworden, so wohl auch dieser hier, der Favorinus, der an allen seinen Fingern etwas überladene, dafür aber wohl sehr teure Ringe trug.

Die Sklavin verbeugte sich leicht, wobei sich ihre Tunika auch noch weit nach vorne wölbte und einen tiefen Einblick in die Schönheit der Natur erlaubte. Sicher hatte der Favorinus diese nette Geste mit ihr verabredet um seine Kunden ein wenig von Zahlen, Mengen oder so etwas profanem wie Geld abzulenken.

Plivius starrte die Schönheit einfach nur noch an, es war peinlich. Ich hatte schon die Befürchtung, der Gute würde kopfüber in diesen weiten Ausschnitt hineinfallen.

Nachdem die Schönheit den Raum verlassen und sich der schwere, dunkle Vorhang vor dem Eingang beruhigt hatte, stellte ich mich dem Favorinus als Ermittler im Auftrage des Konsuls Glabrio und des Präfekten Lepidus vor um etwas Eindruck zu schinden, was dem Händler enttäuscht die Kinnlade herabfallen ließ. Es war also kein gutes Geschäft zu erwarten, sondern nur verschwendete Zeit. Langsam und in allen Details erzählte ich ihm von all den furchtbaren Vorgängen in Rom um sein Interesse und

seine Offenheit zu gewinnen. Ich verschwieg nichts, auch nicht das Massaker im Mithräum und von Zeit zu Zeit schüttelte der Zimmermann erfahren und mitfühlend seinen massigen Kopf.

Ich sprach ihn immer wieder mit der Bezeichnung Bürger an um an seine Mitverantwortung an dieser staatsgefährdenden Sache zu appellieren. Er nahm es hin.

Unruhig rutschte er auf seinem Schemel hin und her. Das Ganze dauerte ihm sichtlich zu lange, womöglich stand schon der Nächste vor der Tür, mit dem sich ein gutes Geschärft machen liess. Warten verärgerte die Kunden und trieb nur unnötig die Preise hoch.

„Ich verstehe nun den Fall und deine Stellung, ich weiß aber noch nicht, was ich dabei für dich tun kann, Bürger?“, fragte er schließlich um das Ganze abzukürzen.

Das mit dem Bürger verstand ich durchaus als eine Spitze.

Das Ganze dauerte ihm wohl schon jetzt viel zu lang und sicher ärgerte er sich bereits darüber, dass er uns hatte Wein bringen lassen, da wir für ihn doch keinen Gewinn bringen würden. Immerhin war der Wein sicher nicht ganz billig und schmeckte besser, als der, den wir gerade eben erst in dieser schmutzigen Kaschemme getrunken hatten.

Ich gab dem nach dem durchaus angenehmen Anblick der leichtgeschürzten Sklavin wieder ein wenig zu sich gekommenen Plivius ein Zeichen und aus seinem Beutel holte er den Papyrus mit der Abbildung des Kreuzes hervor, den mir Markus mitgegeben hatte.

Plivius nahm diesen aus seiner purpurfarbenen Schutzhülle, entrollte den Papyrus vorsichtig und reichte ihm den Favorinus über den Tisch hinweg. Jener zog sich eine Laterne aus Messing heran um die Zeichnung genauer zu studieren und meine Neugier stieg mit jedem Moment. Mit den Fingern fuhr er die Linien nach.

„Was soll ich darauf sehen?“, fragte Favorinus nach einiger Zeit ratlos.

„Dies ist eine Zeichnung des Kreuzes, an dem der Flamen Decrius Calpurnianus gekreuzigt und verbrannt wurde. Marcus Aemilius Lepidus, der Ädil, meinte, dass die Fertigungsart des Kreuzes etwas über den aussagen würde, der das Kreuz hergestellt hat!“

Favorinus nahm das Blatt noch einmal zur Hand, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

Seine groben Hände erdrückten regelrecht den dünnen Papyrus.

Er war wohl nicht sehr geübt mit Schriftstücken. Es tat mir beinahe weh, dessen fleischige Hände so grob über das dünne, zarte Schriftstück hinwegfahren zu sehen.

„Nein“, sagte er schließlich, „jeder vernünftige Zimmermann, der noch etwas auf sein Handwerk gibt, hätte die Verbindung so gemacht. Siehst Du, hier, wo der senkrechte Balken sich mit dem waagerechten trifft, diese Verbindung nennen wir einen Schwalbenschwanz. Sicher, man hätte das Ganze auch einfacher machen können und die beiden Hölzer überblatten können, doch so wie es gemacht wurde, hält es besser.“

Favorinus blickte mich an. Wie konnte ich ihm nur so eine Frage stellen, sagte sein Gesichtsausdruck. Typisch Grieche, mochte er denken, keine Ahnung vom Handwerk.

Ich war enttäuscht und auch Plivius sah man an, dass er sich mehr erhofft hatte. Ermittlungen zu führen war doch schwieriger als ich angenommen hatte.

Favorinus wollte uns das Blatt schon zurück geben als er mit einem Male stutzte und noch einmal die Laterne ganz dicht zu sich heranzog.

„Das dort in der Mitte, am Kreuzungspunkt des Schwalbenschwanzes, diese zwei Buchstaben, „O“ und „F“, dieses Zeichen kenne ich!“

Plivius und ich erstarrten und blickten den Favorinus erwartungsvoll an. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass diese beiden Flecken dort Buchstaben sein sollten.

„Die Zeichen sind eine Abkürzung, sie bedeuten Olybrius fecit, dies ist das Zeichen des Zimmermannes Olybrius! Er macht so wie alle Zimmerleute ein Zeichen auf seine Arbeiten, wenn auch die meisten eher ein Symbol haben. Palubius zum Beispiel hat einen kleinen Baum, Karinus einen Winkel“. Ich hörte nicht mehr hin.

Handwerker liebten es irgendwelchen dummen Menschen endlos ihr Wissen nahezubringen. Ich hatte noch die endlos langweiligen und unglaublich wichtigen Erklärungen dieses eingebildeten und sehr teuren Mosaiklegers in bester Erinnerung, die Lucia regelrecht verschlungen hatte, während ich nur so die Goldstücke davonfliegen sah, die jedes weitere Wort dieses Mannes kosten mochten.

Zum ersten Mal an diesem Tage jedoch begann ich so etwas wie Hoffnung in mir zu spüren. Trotz Horex Tod würden wir also weiter kommen.